

# Die Neue Welt

Nr. 12

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

## März morgen.

Von Edgar Steiger.

Wach auf, trübseliges Menschenkind!  
Goldduftig über die Dächer rinnt  
Die Tageshelle des März.  
Feuchtwarm umwieselt ein linder Hauch  
Den leis' erschauernden Haselstrauch,  
Und die Glocken läuten im Herzen!

Und die Sonnenstrahlen machen dich blind,  
Und wie Falter, gaukelnd im Morgenwind,  
Lenzträume dein Herz beschleichen.  
Blaumeischnen pukt sich die flaumige Brust  
Und schnäbelt am Fenster nach Herzenslust —  
Geh' hin und thue desgleichen!

### Im Zwischendeck.

Memoiren eines Auswanderers. Von Johannes Gauke.

(Fortsetzung.)

VI.

#### Der siebente Tag. Ein Sonntag.

Der Morgen brach an. Ein Sonntagmorgen! Und immer noch dasselbe düstere Bild, noch stahl sich kein Lichtstrahl in diese trostlosen Räume, übermächtige Gestalten huschten aneinander vorüber ohne Gruß, interesselos, in stumpfen Gleichmuth versunken, schweigend nahm man den Kaffee ein, der, wie auch das Mittag- und Abendbrot, uns während des Sturmes vom Steward „servirt“ wurde, eine Bevorzugung, die uns an schönen Tagen nicht zu Theil wurde. —

Endlich! Nach langer, langer Nacht fiel die Umhüllung des Oberlichtschachtes, dann wurde auch die Eingangsthür zur Hälfte geöffnet. Es wurde Licht. Wie ein Alp fiel es mir von der Brust, Niemand beschreibt das Entzücken der eingekerkerten Zwischendecker, man jubelte, tanzte, sprang, Alles drängte zum Licht. Da das Deck einstweilen noch gesperrt war, so war man allein auf die Treppe angewiesen, von wo man wenigstens ein Stück Himmel überblicken konnte, der immer noch in graue, schwarze Wolken gehüllt war. Die Gefahr lag hinter uns, der Sturm hatte sich ausgetobt. Von den „Schloswaken“, die augenscheinlich bessere Christen als wir „Kerls“ waren, hatten die meisten andächtig die Hände zum Gebet gefaltet, andere lasen im Gesangbuch oder in einem ähnlichen frommen Buche, jedes Wort vor sich hinhimmelmelnd und mit dem Zeigefinger die Schrift zum besseren Verständniß verfolgend. Auf unsere „Kerls“ machten die frommen Gebetsübungen keinen Eindruck, mit der wieder erwachenden Lebensfreude harmonirte auch schlecht eine düstere Erwägung über ein fernes, dunkles Jenseits, dessen Thore sich jeden Augenblick in dieser langen, lichtlosen Nacht uns zu öffnen drohten. Dies ist die

einfache, nüchterne Lebensphilosophie des gemeinen Mannes aus dem Volke.

Gegen Mittag wurde auch die letzte Schranke fortgeräumt; wir durften uns wieder frei an Deck bewegen, zwar schwankte das Schiff noch gewaltig, aber die Wogen rollten nicht mehr über Bord. Mein erster Gang war zu meinem Cowboy, der unverdrossen in der Küche Kartoffeln schälte. Er empfing mich wie einen längst todt geglaubten Freund, der plötzlich wieder auftaucht; seine Freude war eine wirklich ungeheuerliche. Womit hatte ich diese Bevorzugung verdient? Einst äußerte er sogar im Laufe der Unterhaltung, daß er in Amerika was aus mir machen würde — ich wäre so ganz der Kerl dazu! Ich glaube fast, daß er, während er der friedlichen Beschäftigung des Kartoffelschälens oblag, die wunderbarsten Zukunftspläne für mich schmiedete.

Die Mittagsglocke ertönte. Heute gab es das Festgericht Plumpudding mit Speck. Während ich noch mit dem Cowboy plauderte, näherte sich mir mit fast unterwürfiger Geberde der junge Russe. Er sah mitleiderregend aus, der Sturm hatte ihn arg mitgenommen, dazu der nagende Hunger, seit drei Tagen hatte er nunmehr keinen Bissen zu sich zu nehmen gewagt. Nun war sein Stolz gebrochen. Wir haben bereits vorher Gelegenheit gehabt, den Hunger als den besten Koch kennen zu lernen, jetzt offenbart er sich sogar uns als ein wunderbarer Erziehungsfaktor, der die stolzesten Theorien nach seinem Gutdünken über den Haufen wirft. Diese erzieherische Wirkung hat auch der Russe an seiner geschätzten Person erfahren müssen, nun bot er sich freiwillig zu allen möglichen Dienstleistungen an, nur essen wollte er, das war der einzige Gedanke, der ihn noch erfüllte, alle genialen Ideen über Herrenthum und Menschenwürde waren von ihm überwuchert. Ich ließ ihn gewähren. Als er im Zwischendeck mit dem „Fress-eimer“ erschien, brachen die „Kerls“ in ein Triumphgeheul aus, die Volkshoheit hatte einen vollkommenen Sieg über das Individualitätsprinzip errungen.

Der heutige Tag sollte uns noch einen tragischen Zwischenfall bringen. Wir hatten kaum unser Mittagbrot eingenommen, als von unten ein unheimlicher Schrei ertönte. In der Familienabtheilung bot sich uns ein erschütterndes Bild. Auf einer Kiste saß die junge Böhmin, verstört und blicklos, mit aufgelöstem Haar, nur dürftig bekleidet, in ihrem Schooße hielt sie ihr todttes Kind. Die Extraktion, die ihr seit zwei Tagen verabsolgt war, hatte weder ihr noch dem Kinde etwas genützt. Neben ihr stand der Schiffsarzt und bemühte sich, der unglücklichen Mutter durch Gesten verständlich zu machen, daß das Kind herausgeschafft werden müsse, da es ja todt sei. Sie begriff nichts, in stumpfem Schmerz starrte sie vor sich hin. Unwillig über die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen, ließ der Arzt durch einen Schiffsarbeiter die Kindesleiche der Mutter entreißen. Doch nun löste sich der lang verhaltene dumpfe Schmerz des armen Weibes in einen gellenden, markdurchdringenden Schrei aus, sie stürzte sich wie eine verwundete Tigerin, der man ihr Junges geraubt hat, auf den Angreifer, ihr Auge nahm einen unheimlichen Glanz an; ein regulärer Kampf um die Kindesleiche entspann sich. Mit Gewalt mußte die Frau vom Schiffspersonal zurück gehalten werden, während ein Arbeiter die Leiche in Eücher hüllte und nach oben beförderte. Ich höre noch die gellenden Laute des Weibes, die ich nicht verstand, aber deren Sinn ich empfand: „Mein Kind! Sie rauben mir mein Kind!“

Das Gerücht vom Tode des Kindes verbreitete sich schnell an Bord im Zwischendeck wie in der Kajüte. Die unglückliche Mutter wurde der Gegenstand der allgemeinen Theilnahme. Wie es immer bei dergleichen Anlässen geschieht, suchte man auch hier durch praktische Beweise sein Mitgefühl kund zu geben. Im Zwischendeck wurde eine Sammlung für die arme Böhmenfamilie angeregt, ein Jeder steuerte von dem Wenigen, das er besaß, nach besten Kräften bei. Unser Cowboy opferte eine Dollar-note, ohne viel Aufhebens davon zu machen. Diese Mildthätigkeit, die er auch bei anderer Gelegenheit bekundete, war ein Zug, der gewaltig mit seiner

Auffassung über die Bedeutung eines Menschenlebens kontrastirte. Es steckte in meinem Cowboy ein Stück altgermanischen Mędenthums, er war ein Kraftmensch, der jeder gefęhlichen Schranke spottete, aber dem keineswegs das Rechtsbewusstsein fehlte, nur lieę er sich in seinen Handlungen von den Impulsen seiner leidenschaftlichen Natur leiten. Diese Kraftnaturen werden unter dem Einfluę einer nivellirenden Kultur immer seltener, nur im freien Westen erheben sie sich noch einmal in ihrer ganzen Urspręnglichkeit.

Auch in der Kajüte wurde für die arme Familie gesammelt. Die Geldspende überbrachte ein junges, schönes Mädchen in Begleitung eines älteren Herrn, sie scheute sich nicht, das Zwischendeck zu betreten und der unglücklichen Mutter persönlich ihr Beileid kund zu geben. Sie waren also nicht alle gleich, die Bevorzugten des Glückes! Ich sah, wie sich in dem Gesicht des jungen Mädchens das innigste Mitleid und der tiefste Unwille gleichzeitig regten. Hier erschloę sich ihr eine ganz neue Welt, die Welt des Glücks, die sie in ihrer furchtbaren Ausdehnung nicht begreifen konnte. Unbewußt entschlüpfen ihrem Munde die Worte: „So müssen hier die Menschen leben!“ — Dann trat sie an die unglückliche Frau heran und drückte ihr bewegt die Hand. Während diese bisher stumpsinnig brütend dageessen hatte, ergoę sich jetzt ein Thränenstrom aus ihren Augen, der dem gequälten Herzen Linderung verschaffte. In mir fand diese Handlung echten Menschenthums einen frohen Widerhall. Wenn man unter den Ausgestoßenen der Gesellschaft sich bewegt, wenn man selbst alle Leiden und Entbehrungen durchzustehen hat, dann ersticken allmählig alle feineren Regungen und zurück bleibt nur der glühendste Haę gegen Alle, deren Lebenshaltung nicht auf dasselbe niedrige Maę herabgedrückt ist. Dann kann nur eine edle Handlung uns den verloren gegangenen Glauben an die Menschheit wiedergeben.

Dieser Zwischenfall hatte auf Alle einen tiefen Eindruck hinterlassen, während des ganzen Nachmittags herrschte eine im Zwischendeck und an Bord ungewöhnliche Ruhe. Erst gegen Abend, nachdem auch der Sturm vollständig nachgelassen hatte, wurde es wieder lebhafter. Das Schiff schaukelte nur noch leicht von einer Seite zur anderen, für Den, der gegen die Seekrankheit gefeit ist oder sie überwunden hat, kein unangenehmer Zustand. Man vergnügt sich damit, auf und ab zu promeniren oder den lustig plätschernden Wellen zu lauschen, die sich oft noch naseweis bis an das Deck heranwagen, aber sonst keinen Schaden mehr anrichten können, ihre unheimliche Kraft scheint für immer gebrochen zu sein. Selbst unsere Italiener, die äußerst seltene Gäste an Bord waren, wagten sich heraus. Ihre Anwesenheit sollte zu einem angenehmen Abschluß des Abends beitragen, denn die braunen Söhne der Abruzzes stimmten nach altem Brauch eine herrliche Serenade an. Zuerst sangen sie ihre Volkslieder, die wir bereits im Hafen von Amsterdam vernommen hatten, dann wurden auf allgemeinen Wunsch Tambourin und Mandoline hervorgeholt und zum Tanz aufgespielt, und bald drehte sich das ganze Zwischendeck nach den Klängen der improvisirten Musik. Auch die Kajütenpassagiere lieęen sich das lustige Schauspiel nicht entgehen, einige sahen in respektabler Entfernung zu — denn man darf sich auch an Bord nicht gar zu vertraulich dem „Volke“ nähern, wenn man das Prestige des ersten Standes wahren will. Andere dagegen mischten sich unter die Tänzer und entschädigten auch unsere Italiener in klingender Münze für ihre künstlerische Leistung.

So wechseln an Bord Freud und Leid wie die auf und nieder steigenden Wogen des Ozeans. Das Vergnügen hätte sich gewiß bis tief in die Nacht ausgedehnt, wenn nicht unser Schiffserberus energisch Einhalt geboten hätte.

## VII.

### Die zweite Woche an Bord des „P. Calland“

Heute vor einer Woche — es war an einem Montag — hatten wir den Hafen von Amsterdam verlassen, eine kurze, aber ereignisreiche Zeit. Nun lag noch eine volle Woche vor uns, bevor wir in den Hafen von New-York einsteuern konnten. Der

„P. Calland“ gehörte zu den älteren Schiffen der Niederländischen Gesellschaft, die es, wie unsere Altvordere, nicht so genau mit der Zeit nehmen; für die Ozeanfahrt gebrauchte er zwei Wochen und darüber hinaus, eine Frist, die uns an Bord schier eine Unendlichkeit dünkt. Nachdem man die ersten Eindrücke des Schiffslebens in sich aufgenommen hat, beginnt man sich gründlich zu langweilen; das Leben an Bord vollzieht sich mit der Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes, und es läßt daher auf den Landbewohner im Allgemeinen keinen besonderen Reiz aus. Wie ein Soldat des zweiten Jahrgangs, der zur Reserve entlassen werden soll, zählt man die Stunden, die Einen noch vom heißersehnten Ziele trennen. Sieben volle Tage und Nächte habe ich noch in der Gesellschaft meines Cowboys und der übrigen „Kerls“ zu verbringen. Da ich mit allen ihren Gepflogenheiten mich nunmehr vollständig vertraut gemacht, sowie auch an die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Zwischendecks mich zur Genüge gewöhnt hatte, so bot sich mir eigentlich nichts mehr, was mein Interesse längere Zeit in Anspruch nehmen konnte. Während des Tages promenirte ich an Deck oder las, wenn nicht die Abfüterung mich für kurze Zeit in Anspruch nahm, Abends mußte ich mich nolens volens der Gesellschaft des Cowboys widmen, der nunmehr immer deutlicher mit seinen Plänen hervor trat.

Dieser gute Mann hatte es thatsächlich auf mich abgesehen. Mein Schicksal schien ihm für die Zukunft auf das Engste mit dem seinigen verknüpft zu sein. Deshalb er mich gerade zu seinem Helfers-helfer für die Durchführung seiner abenteuerlichen Pläne ausersehen hatte, ist mir eigentlich unerfindlich. Eines Abends entwickelte er mir seine Ziele mit einer Vertraulichkeit, die deutlich erkennen ließ, daß er mich für seine Zwecke bereits gewonnen zu haben glaubte. Er machte mir den Vorschlag, von New-York direkt mit ihm nach New-Orleans zu reisen — selbstverständlich wollte er alle Reisekosten decken — um von dort nach Kuba zu segeln. Hier wollte er den heiß ersehnten Kutter erwerben, dem er in seinen späteren Unternehmungen eine so hervorragende Rolle angewiesen hatte. Das hiermit verbundene Schmugglergeschäft sollte zwischen den Häfen der Vereinigten Staaten und Mexikos nach den Antillen betrieben werden. Ueber den ungeheuren Nutzen, den diese Expeditionen abwerfen würden, konnte er schon mit ganz bestimmten Daten aufwarten; im Geiste sah er uns Beide schon — denn er wollte brüderlich mit mir theilen — auf einer südamerikanischen Plantage als unumschränkte Nabobs sitzen. Aber die friedliche Umgehung der Zollgesetze füllte den hochstrebenden Geist meines Cowboys nicht aus, hiermit wollte er sich eigentlich nur in die Welt der hohen Finanz und Politik würdig einführen, er fühlte sich entschieden noch zu einer höheren Mission berufen. Die Gelegenheit zur Ausführung seiner hochfahrenden Pläne sollte ihm die nächste Revolution auf Kuba bieten. Er wollte nämlich mit Bestimmtheit wissen, daß die „Perle der Antillen“ wieder am Vorabend einer Revolution stünde. Dann wollte er seinen Kutter in den Dienst der Freiheit, für die er mit kindlicher Naivetät schwärmte, stellen, um den Verkehr der Aufständischen mit dem Hilfscomité in den Vereinigten Staaten zu vermitteln. — Es war das Merkwürdigste an diesem Menschen, daß er bei aller Projektenthätigkeit und allen phantastischen Plänen eine erstaunliche Kenntnię über südamerikanische Verhältnisse besaę und über den Ausbruch der kubanischen Revolution und deren Hilfsquellen sich mit einer Bestimmtheit äußerte, als gehöre er selbst dem revolutionären Ausschuß an. Er erzählte mir, daß sich in den Vereinigten Staaten bereits Gesellschaften gebildet hätten mit dem Zweck, die Aufständischen mit Geldmitteln und Munition zu unterstützen. Der Transport nach Kuba sollte durch kleine Segelschiffe vermittelt werden, Waffen und Munition sollten in wasserdichte Kisten verpackt werden, damit man sie ohne Schaden an geeigneten Stellen an der kubanischen Küste versenken konnte, von wo aus sie unbemerkt von den Aufständischen gehoben werden konnten. Dieses Verfahren erschien mir nicht außer dem Bereich der Möglichkeit zu liegen, doch wagte ich noch

an der Durchführbarkeit desselben zu zweifeln. Später, als die Revolution bereits seit zwei Jahren auf der Perle der Antillen tobte, las ich in einer amerikanischen Zeitung einen ausführlichen Bericht über die Verproviantirung der Aufständischen, der sich mit den Ausführungen meines Cowboys in allen Punkten deckte. Ich befand mich an Bord des „P. Calland“ also thatsächlich in der Gesellschaft einer gewissen politischen Persönlichkeit. — Wer weiß, wie ganz anders sich mein Leben in der neuen Welt gestaltet hätte, hätte ich dem Cowboy das einem Freunde zukommende Vertrauen geschenkt! Vielleicht hätte ich es noch zum Revolutionsgeneral gebracht! Aber die europäische Kleinmüthigkeit und das Vorurtheil! — Mein Cowboy war aus einem anderen, zäheren Holz geschnitten als wir gesitteten Europäer. Ein Mann, der mit der Würde eines spanischen Granden Kartoffeln schälte, der im Zwischendeck die Reise über den Ozean antrat, obgleich ihm keine Mittel die Ueberfahrt in der ersten Kajüte gestatteten, der nicht zurückschreckte, einen Menschen zu erschlagen, wenn es seine Interessen erbeizten, aber andererseits stets eine offene Hand für alle Nothleidenden hatte; ein Abenteurer, der sich nicht in die Zwangsjacke des Berufsmenschen stecken ließ, aber jede Gelegenheit zur Bethätigung seiner Kraft benutzte, der von verschiedenen Leidenschaften beherrscht war und doch naiv wie ein Kind sich freuen konnte, dessen Vergangenheit nicht ganz makellos war und der trotzdem arglos mit dem Muth und Glauben eines unverdorbenen Jünglings in die Zukunft blicken konnte, ohne irgend welche Gewissensbisse über alte Geschehnisse zu empfinden, und nur ganz dem Augenblicke lebte: diese Persönlichkeit, so frei von allen sentimentalischen Anwandlungen und Vorurtheilen, kann man nicht mit dem Maßstab der Alltagsmoral messen. Es war im Ganzen der Typus des „Westerner“, jener unbewußten Pioniere der Kultur und der Bahnbrecher für ein neues Geschlecht. Die schmutzige Schale barg einen wahrhaft gesunden Kern. Für mich ist mein Cowboy einer der interessantesten Menschen geblieben, denen ich im Leben begegnet bin. — Je häufiger ich mit ihm über seine phantastischen Zukunftspläne an Bord des „P. Calland“ plauderte, um so präkärer wurde meine Lage ihm gegenüber. Eine direkte Absage wäre jedenfalls für mich von recht peinlichen Folgen gewesen, daher mußte ich nach immer neuen Einwänden suchen, so oft er um meine Mitarbeiterschaft an seinem großen Werke warb. Allmählig machte ich mir selbst Vorwürfe darüber, daß ich mich mit ihm so weit eingelassen hatte, denn nun konnte ich unmöglich zurücktreten, ohne ihn auf das Tiefste zu erzürnen. Ich tröstete mich aber damit, daß die Komödie in New-York, wo mich ein Freund in Empfang nehmen wollte, von selbst ihr Ende nehmen würde, und daher machte ich weiter gute Miene zum bösen Spiel.

Während der zweiten Hälfte der Reise blieb mein Verkehr im Wesentlichen auf den Cowboy beschränkt, denn die Beziehungen zu dem jungen Russen waren nach seinem „Fall“ vollständig gelodert, er wich mir stets mißtrauisch aus, oder wenn eine Begegnung nicht zu vermeiden war, beobachtete er eine peinliche Zurückhaltung, die einer hündischen Unterwürfigkeit nicht unähnlich sah. Ein amüsantes Intermezzo erlebte ich noch mit dem Berliner Landsmann, der, nachdem das Wetter ausgetobt hatte, ein häufigerer Gast an Bord war. Er war gerade keine Vertrauen erweckende Persönlichkeit, sein Neuhäres deutete allein schon auf eine nicht immer beschauliche Vergangenheit hin, seine rechte Wange zierte ein ein mächtiger Schmiß, der den Reiz eines jeden Korpsstudenten hätte erregen können, während sein linkes Auge, wahrscheinlich durch einen wichtigen Hieb, gänzlich aus seiner normalen Lage getrieben war und insät umherblickte, wenn er sprach. Sonst war er der Typus des echten Berliners aus dem Norden, der sich bekanntlich nicht durch übertriebene Bescheidenheit und Zurückhaltung auszeichnet, im Uebrigen aber als durchaus harmlos gilt. Ich hatte kaum einige Worte mit dem lieben Landsmann gewechselt, als er an mich die für seine Anschauung äußerst charakteristische Frage richtete: „Wat haben denn Sie uf'm Kerbholz? So von wegen nicht

geht man doch nicht rüber!" Diese vertrauliche Meinungsäußerung frappte mich einigermaßen und ich war schon im Begriff, mit einer derben Entgegnung zu antworten, aber zugleich amüsierte mich dieses liebevolle Eingehen auf meine persönlichen Verhältnisse und die Komik der Situation derart, daß ich mich mit der Gegenfrage begnügte: „Was treibt denn Sie dazu, den Berliner Staub von den Füßen zu schütteln?" Das war Wasser auf seine Mühle, mit der Geschwägigkeit des ungebildeten Berliners erzählte er mir mit einem langen Umschweif, indem er wohl bis auf seine Jugendzeit zurückgriff und jede Neußerung mit einer ungemein komischen kurzen Handbewegung begleitete, seine ganze Lebens- und Leidensgeschichte. Er hatte nämlich „Schiebungen" gemacht — um einen Freund zu retten, fügte er zu seiner Selbstentschuldigung hinzu — und da hätten sie ihn zu einem halben Jahre „verurteilt" und „da konnte er nicht als ehrlicher Berliner über sich ergehen lassen". Da wäre denn der ganze Krempel verkauft, und nun gings rüber. — Hieran antwortend, muß ich bemerken, daß die Anschauung, ein jeder Auswanderer müsse etwas auf dem „Korbholz" haben, unter unseren Landsleuten auf beiden Hemisphären weit verbreitet ist. Amerika wird im Allgemeinen als das große Korrekionshaus betrachtet, man schiebt jeden ungerathenen Strich „zur Besserung" hinüber. Infolgedessen laftet auf jedem Auswanderer ein gewisses Odium, wie es sich schon in der bekannten Redensart, die den Umständen entsprechend eine Warnung oder auch einen Vorwurf enthält, kund giebt: „Der ist auch schon mal in Amerika gewesen!" — — —

Bevor wir den Boden der neuen Welt betreten sollten, war uns noch eine Operation zugebracht, die von diesen Auswanderern, namentlich den Herrschaften des fernen Ostens, vielleicht noch mehr gefürchtet wurde, als ein Sturm: die Impfung. Die Sanitätskommission der Vereinigten Staaten fordert nämlich, daß jeder Einwanderer aus dem Zwischenland vor seiner Landung geimpft werden muß. Die letzten Tage dieser Woche waren für die Massenimpfung festgesetzt. Wie eine Hammelherde, in einzelne Trupps gruppiert, mußten wir der Reihe nach, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, antreten. Diese liebliche Prozedur verursachte eine Menge höchst ergötzlicher Szenen. Die meisten der Osteliber, Juden und „Schlowaken", die sich natürlich keine Vorstellung von der Bedeutung der Impfung machen konnten, betrachteten mit geheimem Grauen den Arzt, der mit geschäftlichem Eifer seines Amtes waltete; die stärksten Kerle zitterten oft am ganzen Körper, wenn die Impfung an ihnen vorgenommen wurde. Zur Ehre des weiblichen Geschlechts muß ich anerkennen, daß seine Angehörigen, ob alt oder jung, eine viel größere Standhaftigkeit zeigten, als unsere „Schlowaken". Am renitentesten benahmen sich aber die polnischen Juden, die vielleicht nicht zum geringsten durch bornirte, religiöse Vorstellungen zum Widerstand gegen diese Prozedur, die an Gläubigen wie Ungläubigen ohne Unterschied vorgenommen wurde, aufgereizt wurden. Bei Manchen äußerte sich die Furcht in der albernsten Weise. Sie warfen sich wie eigensinnige Kinder auf den Boden und strampelten mit den Füßen, so daß sie nur mit Gewalt, indem zwei handfeste Matrosen sie ergriffen und festhielten, zur Impfung gezwungen werden konnten. Als an mich die Reihe kam, bemerkte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß der Arzt das Messer in eine wasserhelle Flüssigkeit tauchte. Ich konnte nicht umhin, meiner Verwunderung über die wunderbar klare Lymphflüssigkeit Ausdruck zu geben, worauf der Arzt mir einen verständnißvollen Blick zuwarf. Später erzählte er mir, daß ihm die Lymphflüssigkeit ausgegangen wäre, und da auf alle Fälle geimpft werden muß, so nahm er als Ersatz eine leichte Karbolsäurelösung, da es doch nur auf die Erfüllung der Form ankäme. Bald darauf wurde jedem Klienten ein Testat „mit Erfolg geimpft" ausgehändigt. Dieser Schein mußte im Hafen von New-York der Sanitätskommission vorgezeigt werden. Damit fand die Komödie, die Manchem eine schier unglaubliche Angst eingeblüht hatte, ihren Abschluß. — — —

Es war wieder ein Montag, ein wunderbar

klarer Frühlingstag. Das Meer war spiegelglatt, kein Windzug kränzelte die intensiv blau schillernde Oberfläche, der Horizont ging fast unmerklich in die Wassermassen über. Unser Schiff glitt fast geräuschlos über die glatte Fläche dahin, die Bewegung war kaum wahrzunehmen, da keine vergleichenden Objekte vorhanden waren. Man hatte die Empfindung, als wäre der Dampfer auf einem Punkt gebannt, eingeschlossen von einem klaren, undurchdringlichen Element. Und dazu sandte die Frühlingssonne ihre belebenden, warmen Strahlen, die auf dem Wasser in langgezogenen, silberhellen Streifen sich weithin reflektirten. Der Zwischendecker bemächtigte sich eine behagliche Ruhe, Niemand dachte mehr an die Schrecken der Ozeanfahrt; die Meeresstille verbreitete eine Stimmung, die nicht zum Denken und Arbeiten anregt, es umfängt uns das Gefühl des süßen Nichtsthuns, träumerisch blickt man in das weite Himmelsgewölbe; weder die Erinnerung an die alte, noch die Erwartung einer neuen Welt nimmt in Augenblicken, wo die Natur in ihrer gewaltigen Größe sich offenbart, den Auswanderer gefangen.

Da — plötzlich ging eine Bewegung durch die Massen. Vom Bug erscholl der freudige Ruf: „Land!" — Das Wort wirkte elektrisierend, Alles drängte sich auf die rechte Seite des Dampfers, um zu sehen. Und richtig, am Horizont zeigte sich ein grauer Streifen, mit dem Fernrohr erkannte man sogar schon einige Gegenstände, einen Leuchtturm, Fischerhütten und Baumgruppen. Es war also kein Zweifel mehr, wir befanden uns in unmittelbarer Nähe der amerikanischen Küste, das Land unserer Wünsche lag vor uns, die furchtbare Zeit im Zwischenland hatte ihr Ende erreicht. Zwischendecker- und Kajütenpassagiere gaben sich einer ungezügeltsten Freude hin, dies Ereigniß schien alle Schranken weggeräumt zu haben, beide Gruppen waren sich heute zum ersten Male näher getreten und tauschten freundschaftliche Worte miteinander aus. Dann wurde auch unsere Aufmerksamkeit auf die zahlreichen, plötzlich auftauchenden Fahrzeuge gerichtet. Am Vormittag begegneten wir einem erstklassigen Dampfer des Norddeutschen Lloyd in einer Entfernung von einigen hundert Metern, von beiden Seiten wurden die Flaggen zur Begrüßung gehißt und stolz dampfte das mächtige Fahrzeug an uns vorüber, während unser guter „P. Galland" sich durch dies Beispiel keineswegs zu einem schnelleren Tempo anstacheln ließ. Rings umher aber kreuzten kleine Segelschiffe, Dampfer und Lootsenboote; es war dies für uns, die wir seit zwei Wochen keine Kunde von der Außenwelt erhalten hatten, ein fesselndes Schauspiel, worüber unsere Obliegenheiten an Bord ganz in den Hintergrund traten, selbst die Disziplin hatte angesichts des nahen Zieles sich gelockert, keiner empfand mehr eine besondere Reizung, die Eimer zu reinigen, die meisten verzichteten überhaupt auf das Mittagmahl in der Borausicht, sich heute noch in New-York gütlich thun zu können. Unser Mittagmahl bestand übrigens heute zur Feier des Ankunftstages aus zwei Gängen, nämlich außer dem obligaten Suppenknochen mit Reis und Kartoffeln gab es noch den an Bord hochgeschätzten Plumpudding, ein Gemischel von altem, aufgeweichtem Gebäck der verschiedensten Art und gedörrten Pflaumen. Jedenfalls hatte sich die Küchenverwaltung an das schöne Sprüchwort: „Ende gut, Alles gut" erinnert und daher diese außerordentliche Generosität beobachtet. Ob man aber im Allgemeinen den Fleischtöpfen des „P. Galland" ein gutes Andenken bewahrt hat, dafür möchte ich mich nicht verbürgen.

Am Nachmittag erhielten wir einen Lootsen an Bord, der nunmehr die Führung des Dampfers übernahm. Diese kühnen Seefahrer kreuzen oft Tage lang auf dem offenen Ozean in einem einfachen Segelboot, das von drei bis vier Leuten bemannt ist. Diese werden bis auf Einen, der den Rücktransport des Bootes übernimmt, auf den verschiedenen transatlantischen Dampfern abgegeben. Vom Hafen von New-York nimmt, sobald Alle dort wieder versammelt sind, die nächste Expedition wieder ihren Anfang. Durch unsere Lootsen erhielten wir die erste Kunde aus der Welt; eine Anzahl amerikanischer Zeitungen unterrichtete uns über alle Geschehnisse, die sich in-

zwischen vollzogen hatten. Während noch immer die Russen- und Franzosenverdrüßungen, sowie die orientalischen Herrensabbathe den unfehlbaren Diplomaten der alten Welt arge Kopfschmerzen bereiteten, hatte man in der neuen Welt mit großem Pomp die Columbische Weltausstellung in Chicago eröffnet, uns Deutsche beschäftigte aber am meisten die Auflösung des Reichstages, man ereiferte sich sogar über die Ansichten der Opposition und kammegieberte wie in einer deutschen Spießbürgerkneipe, während das Gestaube der neuen Welt immer deutlicher sichtbar wurde.

Vor uns lag Long Island, auf der anderen Seite stieg aus den Fluthen die mächtige Küstige Staten Islands empor; am Strande sah man reizende Villenkolonien und Badeplätze, eingeschlossen von schönen Laubwäldern, liegen, ganz im Hintergrunde, von den vorgeschobenen Inseln noch verdeckt, sich aber durch den Dunstkreis der Weltstadt verathend, lag New-York. Plötzlich stoppte der Dampfer, um den Sanitätsbeamten, der uns in einem kleinen Motorboot entgegen fuhr, an Bord zu nehmen. Die Musterung des Gesundheitszustandes erledigte der Wadere mit einer allgemein verblichenden Schnelligkeit, er beschränkte sich lediglich darauf, die Zwischendecker mit ihrem amtlich beglaubigten Impfschein an sich vorüber desilliren zu lassen. Dann complimentirte ihn der Kapitän in seine Kajüte, wo man auf die Gesundheit des „P. Galland" eine Flasche Wein leerte. Während der Herr Sanitätskommissar sich noch dieser aufregenden Beschäftigung hingab, wurden in sein Motorboot mehrere holländische Käse und einige Kisten Zigarren versenkt. Welche alte „Gerechtfame" die Holländer zu dieser sinnigen Naturalabgabe ans Mutterland und die Kolonien verpflichtet, kann ich nicht verrathen. Nach der amtlichen Bestätigung unseres guten Gesundheitszustandes stand unserer Weiterreise nichts mehr im Wege.

Am Spätnachmittag passirten wir die „Narrows", die Meerenge zwischen Long Island und Staten Island, die Eingangsfahrt in die wunderbare Hafensbay von New-York. Der Vorhang war gefallen. Vor uns lag die neue Welt. Die kolossale Freiheitsstatue entbot uns ihren Gruß. „Freiheit erleuchtet die Welt!" Das sind die Flammeworte, mit denen sie den Einwanderer empfängt. In der einen Hand hält sie die Geistesbestafeln der Vereinigten Staaten, in der anderen schwingt sie die Fackel, einen Strahlenkranz um ihr Haupt gewunden, so steht sie da mitten im Weltgetriebe in einsamer, unnahbarer Majestät. Ein merkwürdiges Gefühl beschleicht den Auswanderer, der sie plötzlich vor sich stehen sieht. Sie winkt ihm ermutigend zu; unter ihrem Schutz haben schon Tausende und Abertausende, die religiöser oder politischer Fanatismus aus dem Vaterlande vertrieben hat, eine bleibende Heimstätte gefunden. Und dort am äußersten Ende empfängt uns die Niesenstadt, das Herz der neuen Welt, New-York. Ihr gegenüber liegt die Schwesterstadt Brooklyn. Schon wurde die mächtige Hängebrücke, die beide Städte verbindet, sichtbar, durch das Fernrohr konnte man deutlich das kolossale Bauwerk sehen, in schwindelhafter Höhe bewegten sich Eisenbahnzüge hinüber und herüber, während tief unten zwischen den Niesenspitzen die größten Dampfer und Segelschiffe passirten.

In der Hafensbay herrschte ein reges Getriebe, Fahrzeuge aller Art, Fracht- und Personendampfer, Dampffähren und Segelschiffe fuhrten an uns vorüber, dazwischen tummelten sich Fischer- und Sportboote. Von dem großen Auswandererdampfer, der in langsamem Tempo über die Hafensbucht steuerte, nahm man wenig Notiz, es war eine zu alltägliche Erscheinung. Allmählig setzte die Abenddämmerung ein. Es war ein herrlicher Sonnenuntergang. Die ganze Szenerie erschien mir in ein Purpurbad getaucht, der Himmel war intensiv rothgoldig gefärbt. Plötzlich flammten auf beiden Seiten Tausende von elektrischen Lichtern auf, im Hafen wurden die Leuchfeuer und Signallaternen angezündet und von ihrer einsamen Höhe warf die Freiheitsstatue einen mächtigen Feuerstrahl über das Wasser. In diese Lichtfülle drängten sich die prächtig erleuchteten Dampffähren, die mit ihren langen Fensterreihen wie wandelnde Häuser erschienen.

Es war ein wunderbarer Frühlingsabend, wir wurden umschmeichelt von einer milden, balsamischen Luft. Einen so herrlichen Empfang hatte wohl keiner der Auswanderer erwartet. Amerika war also wirklich das vielgepriesene Wunderland, das heiß ersehnte Eldorado, ein ungeheurer Thätendurst schwellte in diesem Augenblick die Brust; selbst der Verzagte wird wieder mit einer Lebensenergie erfüllt, man fühlt sich vollständig frei und ungebunden. Alles drängt in uns nach Bethätigung, die Erinnerung an die Leidenszeit in der Heimath tritt zurück, nur in die Zukunft richtet sich der Blick. Während die Auswanderer noch mit Entzücken bei dieser magisch erleuchteten Szenerie verweilten, schoß von einer der höchsten Klippen von New-York eine mächtige Rakete über die Stadt, eine zweite folgte, dann ein Feuerstrahl, der sich in lauter kleine Leuchtflugeln auflöste; zugleich sandte ein elektrischer Scheinwerfer eine intensive Lichtwelle über den Hafen, welche die letzten Strahlen der untergehenden Sonne für den Augenblick verdunkelte. Die Auswanderer, von denen die meisten vielleicht noch kein Feuerwerk gesehen hatten, wurden von diesem glänzenden Schauspiel hingerissen, unbewußt betrachtete man es als eine Ovation, die ihrer Ankunft galt, kaum bemerkte man, daß der alte „B. Galland“ sich seinem Ankerplatz näherte, noch einige Kolbenstöße, und er hatte das schützende Bollwerk erreicht.

Im Frohgefühl, endlich von ihm Abschied nehmen zu dürfen, raffte ein Jeder seine Habseligkeiten zusammen, aber so schnell, wie man annahm, ließ er seine Opfer nicht los. Nur die Kaffitenpassagiere durften das Land betreten, den armen Zwischendeckern öffnete sich keine Pforte. Wir hatten noch bis zum nächsten Morgen an Bord zu verweilen, um uns der Revision seitens der Einwanderungskommission zu unterziehen. Das war die erste, wenn auch nicht weittragende, so doch recht peinliche Enttäuschung in der neuen Welt. Die Stimmung war geschwunden. Dazu hoffte ich, mich der weiteren Freundschaftsbezeugung meines Cowboys schon heute entziehen zu können, was mir sicherlich gelungen wäre, da dieser, um seine Ankunft in Amerika würdig zu begehen, heute eine unheimliche Menge von Branntwein und Bier konsumiert hatte. Die Nacht brach an. Zum Schlaf war ich nicht aufgelegt, dann beruhigte es mich, daß mein Freund, der mir bestimmt versprochen hatte, mich am Bollwerk zu erwarten, noch immer nicht erschienen war. Meine ganze Hoffnung setzte ich auf den folgenden Tag. Aber wenn er auch dann nicht kommen würde? Der Gedanke quälte mich die ganze Nacht hindurch. Dazu belästigte mich der Cowboy mit seinen Zukunftschaphodien. Fast bis zum Morgengrauen promenirte ich am Deck, beschäftigt mit den Dingen, die da kommen werden.

(Schluß folgt.)

## Das Reich der Töne.

Von W. Herzen.

Die Musik oder Tonkunst ist die älteste und am weitesten verbreitete Kunst. In allen Landstrichen, bei allen Völkern der Vergangenheit und Gegenwart finden wir sie, freilich nicht gleich vollkommen, bei den Einen mehr ausgebildet als bei den Anderen. Während der unzivilisirte Wilde nur einen Ton zur Begleitung seiner Tänze verwendet und ihn mit dem Rhythmus einer Pauke vermischt, um ihn zu beleben, besitzen wir unsere großen Musikhöre, die unsere Sinnesempfindung in ein Meer von Tönen tauchen, die zahllose Melodien mit ebenso vielen Instrumenten unserem entzückten Gehör zutragen. Wie Alles in der Natur, so ist auch die Musik dem Gesetze der Entwicklung unterworfen. Aber überall, wie einfach auch die Musik ausgeübt wird, kennt man ihre tiefe Wirkung auf das Gemüth des Menschen. Nicht umsonst sehen wir daher die Musik von der gesammten Priesterschaft der Welt, gleichviel welches Kostüm sie trägt, besonders sorgsam gepflegt. Des machtvollsten Instrumentes, der Orgel, hatte sich z. B. die christliche Kirche so ausschließlich bemächtigt, daß der Bau von

Orgeln, die nicht für Kirchen, sondern zum profanen Gebrauch bestimmt sind, erst der allerjüngsten Zeit angehört. Die Geislichkeit kennt die Wirkung der Musik ganz genau, gerade so gut wie der Liebhaber, der seiner Schönen ein Ständchen bringt, um ihre Liebe zu gewinnen. Dem Soldaten stößt das Schmettern der Trompete und der Klang der Trommel Kampfesmuth ein. Auf dem Marsche vergißt er alle Müdigkeit, sobald die Musik mit ihren Weisen einsetzt. Der weinende Säugling wird durch den Gesang der Mutter beruhigt. Wie elektrisirt sind die Füße der jungen Mädchen, wenn zum Tanze aufgespielt wird. Aber brauche ich den Leser dieses Blattes noch besonders auf die Wirkung des Gesanges hinzuweisen, ihn, der schon oft die begeisterte Macht der Arbeitermarzchallise an sich selbst wahrgenommen haben wird?

Der heilige Augustin nennt die Feinde der Musik Verworfene. Wir zitiern, wenn wir dasselbe ausdrücken wollen, das Seumesche Wort: „Böse Menschen haben keine Lieder“. Wenn ich erst auf Dichterworte eingehen wollte, wäre des Zitirens kein Ende. Aber da ich den Leser nicht ermüden möchte, so erinnere ich daran, daß man auf Schritt und Tritt in den Dichtungen aller Zungen auf Lobpreisungen der Schwesterkunst der Poesie, der Musik, stößt. Der Sagenkreis aller Völker überliefert uns Erzählungen, in denen die Macht des Gesanges geschildert wird.

Im Alterthum und Mittelalter ging man in der Werthschätzung der Musik sogar so weit, daß man ihr eine heilkräftige Wirkung zuschrieb. Sie sollte im Stande sein, Gicht, Fallsucht, Pest, Veitstanz, Tollwuth und Fieber zu heilen. Athanasius Kircher hat unter dem Titel „Phonurgia iatrica“ ein langes Kapitel über die Verwendung der Musik in der Heilkunde geschrieben. In neuerer Zeit ist thatsächlich durch die Tarjanoff, Dutto und Dogiell festgestellt worden, daß die Musik auf den Blutdruck, die Blutwärme und die Athmung eine Wirkung ausübt. Die Medizin hat bisher diese Entdeckung nicht weiter ausgebeutet. Die Musik als Heilmittel ist also im wahren Sinne des Wortes „Zukunftsmusik“.

Es ist nicht verwunderlich, wenn wir in unserer bilderreichen deutschen Sprache eine Menge Ausdrücke finden, die aus dem Reiche der Töne herühren. Taktvoll nennen wir den Menschen, der in einer bestimmten Situation das richtige Feingefühl bewiesen hat, seinen Gegensatz taktlos. Taktfest ist Jemand, der, ohne sich beirren zu lassen, sein Ziel im Auge behält. Wir sprechen von Stimmung, und meinen damit den jeweiligen Gemüthszustand. Wir brauchen darnach die Worte: gleichgestimmte Seelen, und ähnlich: eine verwandte Saite anschlagen. Anklang finden sagen wir, um zu bezeichnen, daß etwas unseren Beifall hat. Ton angebend ist Jemand, der einen bestimmenden Einfluß ausübt, u. A. m.

Aber es war nicht meine Absicht, mich über die Wirkung der Musik auszulassen. Ich wollte über die Mittel sprechen, deren sich die Musik bedient. Es sind die Töne, d. h. die Schallarten, die durch die regelmäßig aufeinander folgenden Schwingungen elastischer Körper entstehen. An dem Tone selbst unterscheidet man seine Höhe oder Tiefe. Die sind abhängig von der Anzahl der Schwingungen (Doppelschwingungen), die der tönende Körper in der Sekunde macht.

Wie ist es denn aber möglich, die Schwingungszahl eines Tones festzustellen? Wie zählt man diese überaus schnellen Schwingungen? — Man denke sich eine Scheibe, die an ihrem Rande mit in gleichem Abstände voneinander befindlichen Löchern versehen ist. Wenn wir die Scheibe in schnelle Drehung versetzen und durch ein kleines Röhrchen gegen die Löcher blasen, so bekommen wir einen Ton zu hören. In dieser Form ist der Apparat, Sirene genannt, zuerst von Seebeck angegeben worden. Cagniard Latour vervollkommnete ihn, indem er an ihm einen kleinen Nebenapparat anbrachte, der dazu dient, genau anzugeben, wie viel Drehungen die Lochscheibe in einem bestimmten Zeitraume ausführt. Es ist nach kurzer Uebersetzung leicht, sich klar zu machen, daß man nun bequem die Schwingungszahl eines Tones

berechnen kann. Einer Schwingung entspricht je eine Verdünnung und Verdichtung der Luft (eine Luftwelle), erstere entstanden dadurch, daß der aus dem Röhrchen geblasene Luftstrom auf ein Loch kam, der zweite dadurch, daß der Luftstrom auf den Zwischenraum zwischen zwei Löchern stieß. Nehmen wir z. B. an, daß die Scheibe sechzehn Löcher habe, und sprechen wir so schnell, daß uns das Zählwerk nach einer Minute (der leichteren Zeitbestimmung wegen) die Zahl 1650, als die Zahl der Drehungen der Scheibe, zeigt, so haben wir für die Minute 16 mal 1650 Schwingungen erhalten, für die Sekunde den sechzigsten Theil, oder 440 Schwingungen. 440 ist die Zahl der Schwingungen des entstandenen Tones.

Wenn man die Schwingungszahl eines bestimmten Tones feststellen will, so hat man nur nöthig, durch die entsprechend schnelle Umdrehung der Sirene den zu bestimmenden Ton hervorzubringen, vom Zählwerk die Drehungszahl der Scheibe abzulesen und das entsprechende kleine Rechenempiel auszuführen.

Aber es kostet große Vorsicht, die Scheibe mit gleichmäßiger Geschwindigkeit zu drehen, so daß der Ton derselbe bleibt. Der Ton ist vielmehr meist von ungleichmäßiger Beschaffenheit. Zu Anfang hört man nur ein Fauchen, dann einen tiefen Ton, der allmählig höher wird, also ein Heulen. Nur mit großer Uebung erreicht man es, daß der Ton beim Drehen der Sirene auf gleicher Höhe bleibt. Auch mit der Stärke des angeblasenen Luftstromes verändert sich die Tonhöhe. Man sieht also leicht ein, daß durch diese Unvollkommenheiten des Apparates die genaue Bestimmung der Schwingungszahl eines Tones außerordentlich zu leiden haben muß. Man hat denn auch, um diesen Uebelständen aus dem Wege zu gehen, die verschiedenartigsten Sirenen konstruirt. Man hat statt der menschlichen Kraft die mechanische eingeführt. Die Drehung wird dann durch ein Uhrwerk besorgt. Um einen gleichmäßigen Luftton zu erhalten, hat man, was auch schon Cagniard Latour that, einen Blasbalg verwendet. Ferner hat man die Drehung der Scheibe durch den gegen sie geblasenen Luftstrom besorgen lassen, gerade wie der Wind die Flügel einer Windmühle in Bewegung setzt. Man hat die Lochscheibe durch eine mit gezahntem Rande ersetzt, man hat auf einer Scheibe mehrere Lochreihen angebracht und auch mehrere Sirenen mit einem Blasbalg verbunden, u. A. m.

Zum Beweise dafür, daß Töne durch regelmäßige Schwingungen eines elastischen Körpers entstehen, dienen die Chladnischen Klangfiguren. Man bestreut zu diesem Zwecke Platten aus Glas oder Metall mit einem feinen Staube, klemmt sie an einem Punkte fest und streicht den Rand mit einem Violinbogen. Die schwingenden Theile der Platte schleudern den Staub nach den ruhenden und es entsteht eine regelmäßige Figur, die man Chladnische Klangfigur nennt. Jeder Ton hat seine ihm eigenthümliche Chladnische Figur. Man kann, wie schon Napoleon bei Vorführung der Chladnischen Versuche ausrief, auf diese Weise die Töne sehen.

Mit unserem Gehörorgan sind wir nicht im Stande, sämmtliche Töne, die vorhanden sind, wahrzunehmen. Der höchste Ton, den wir noch hören können, hat eine Schwingungszahl von 40 000 bis 50 000, der tiefste Ton 24 Schwingungen. Töne von unter 24 und über 50 000 Schwingungen können wir nicht mehr hören. Die letzteren verursachen unserem Ohr sogar das Gefühl des Schmerzes.

In der Musik ist jedoch nicht so sehr die Höhe oder Tiefe der Töne von Wichtigkeit, als vielmehr ihr Verhältniß zueinander. Man nennt in der Musik die Aufeinanderfolge von bestimmten Tönen eine Tonleiter. Nimmt man den Ton C als Grundton an, so heißen:

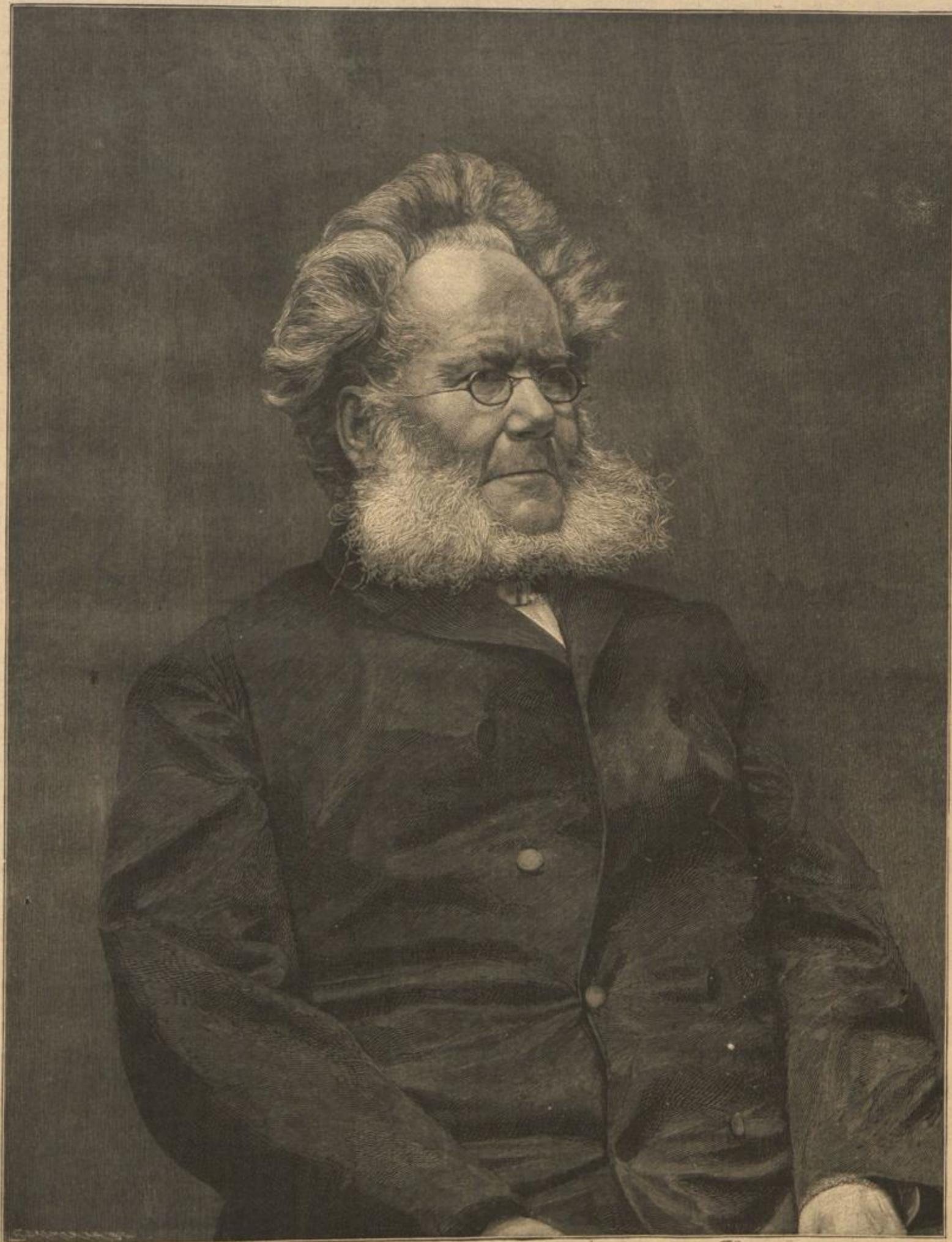
D	seine Secund,
E	„ Terz,
F	„ Quart,
G	„ Quint,
A	„ Sext,
H	„ Septime und
c	„ Oktavo

Mit Hilfe einer Geige kann man die zur Erzeugung dieser Töne erforderliche Saitenlänge bestimmen. In der Wissenschaft bedient man sich in

diesem Falle eines besonderen Instrumentes, des Monochords (zu deutsch Einsaiter). Es ist das eine Art primitiver Harfe. Ein viereckiger Kasten,

Gewicht belastet ist. An diesem einfachen Apparat kann man merkwürdige Dinge erleben. Aber da wir kein physikalisches Kabinett zur Verfügung haben

genau doppelt so viel Schwingungen zeigt, wie der Ton, den die Saite unberührt von sich giebt; der Ton der halben Seite ist die Oktave des Tones



Henrik Bjern.

Nach einer photographischen Aufnahme von Franz Hanfstaengl in München.

auf vier Füßen ruhend, mit einer Saite versehen, die über zwei Stege (einen festen und einen beweglichen) geht, auf der Seite des festen Steges an dem Kasten befestigt ist, und auf der anderen Seite, wo sich der bewegliche Steg befindet, mit einem

soll uns die Geige dieselben Dienste wie das Monochord verrichten.

Wenn man die Saite einer Geige genau in ihrer Mitte niederdrückt und sie dann ertönen läßt, so erhält man einen Ton, der, an der Sirene gemessen,

der ganzen. Zwischen diesen beiden Tönen liegen nun noch die erwähnten sechs anderen Töne. Die Oktave hat doppelt so viel Schwingungen, wie der Grundton. Die Anzahl der Schwingungen eines Tones steht also im umgekehrten Verhältniß zu der

Länge der schwingenden Saite. Wir erhalten den Ton D, wenn wir die Saite da herunterdrücken, wo sie  $\frac{2}{3}$  ihrer Länge, E wo sie  $\frac{1}{2}$ , F  $\frac{3}{4}$ , G  $\frac{2}{3}$ , A  $\frac{3}{5}$ , H  $\frac{5}{8}$  ihrer Länge mißt. Die Schwingungszahlen der einzelnen Töne sind daher:

C	D	E	F	G	A	H	c
1	$\frac{2}{3}$	$\frac{1}{2}$	$\frac{3}{4}$	$\frac{2}{3}$	$\frac{3}{5}$	$\frac{5}{8}$	2

Nehmen wir z. B. für C 24 Schwingungen an, so haben

D	E	F	G	A	H	c
27	30	32	36	40	45	48

Schwingungen.

Hört man zwei Töne zugleich, so bringen sie auf unser Gefühl eine angenehme Wirkung hervor, die man Konsonanz nennt. Ist die Wirkung eine unangenehme, so spricht man von Dissonanz. Man hat gefunden, daß zwei Töne dann in der reinsten Konsonanz stehen, wenn sie sich im Verhältnis von sehr einfachen ganzen Zahlen befinden. Mit Recht konnte also Leibniz behaupten, daß die Musik eine unbewusste Übung in der Arithmetik sei.

Die Verhältnisse der Töne zueinander nennt man Intervalle. Sehen wir uns diese etwas genauer an. Diese scheinbar langweilige Betrachtung wird uns zu sehr interessanten Ergebnissen führen.

Wenn man die Schwingungszahl eines Tones durch die des nächst tieferen dividirt, so giebt die erhaltene Zahl an, wie viel Mal mehr Schwingungen der höhere Ton macht als der andere. Die erhaltene Zahl bezeichnet das Verhältnis der beiden Töne, sie heißt in der Musik Intervall.

Die Intervalle der oben angeführten Tonleiter sind also folgende:

C	D	E	F	G	A	H	c
Intervalle	$\frac{2}{3}$	$\frac{3}{2}$	$\frac{4}{3}$	$\frac{3}{2}$	$\frac{4}{3}$	$\frac{5}{4}$	$\frac{2}{1}$

Man sieht, die Intervalle der Tonleiter sind nicht gleich. Der Intervall  $\frac{2}{3}$  heißt ein großer ganzer Ton,  $\frac{3}{2}$  ein kleiner ganzer Ton,  $\frac{4}{3}$  ein großer halber Ton. Zwischen diesen acht Tönen dieser sogenannten C-dur-Tonleiter giebt es noch andere Töne, die man braucht, wenn man die Tonleiter, von einem anderen Tone als C ausgehend, bilden will. Z. B. wenn man den Ton bilden will, der um einen ganzen halben höher ist als C, nämlich Cis, so muß man C mit  $\frac{16}{15}$  multiplizieren; will man den Ton erhalten, der um einen halben Ton niedriger als D ist, Des, so muß man D durch  $\frac{16}{15}$  dividieren. Man erhält dann zwei Zahlen, die nur wenig voneinander abweichen. Bei den musikalischen Instrumenten mit festen Tönen, z. B. Klavier und Orgel, wird der Unterschied dieser beiden Zahlen vernachlässigt, man läßt Cis und Des zusammenfallen und auf dieselbe Weise auch die vier zwischen D und E, F und G, G und A, A und H liegenden Töne. Wollte man beim Klavier z. B. alle Töne halten, so würde es zu umfangreich und unübersichtlich werden, man könnte es garnicht mehr meistern. Ein Klavier, an dem diese Abweichungen von den genauen Verhältnissen nicht vorgenommen wären, würde 6 m lang sein müssen. Man denke sich einen Spieler vor einem 6 m langen Klavier. Der Aermste müßte schon irgend eins der modernen Verkehrsmittel benutzen, um an seinem Instrumente mit der erforderlichen Schnelligkeit auf und ab fahren zu können. Nagen würde ja so ein Instrument stützen, weil der Spieler seine Musik nach Kilometern leicht berechnen könnte und, da solche musikalische Befahrten nicht Jedermanns Sache sind, die verbreitete Klavierfeuchte auch ein Ende nähme.

Man nennt die Abweichung von den genauen Verhältnissen Temperatur. Wir haben unser Gehör an die Temperatur der Intervalle schon so sehr gewöhnt, daß wir die unreine Stimmung unserer Musik nicht mehr merken. In England besteht eine über alle größeren Städte ausgebreitete Gesellschaft, welche sich die Pflege des Gesanges nach dem natürlichen System angelegen sein läßt. Die Mitglieder dieser Gesellschaft, der Tonic-Solfa-Association, lernen und lehren, ohne alle Instrumentalbegleitung zu singen und nur dem eigenen Gehör beim Gesange zu folgen.

Man kann die Tonleiter mit jedem Ton beginnen und von dieser aus alle übrigen Tonleitern entwickeln. Man kann also jeden beliebigen Ton

für C ansehen. Indessen erwies sich das als höchst unpraktisch, weil dadurch jedes Instrument anders gestimmt wäre, jedes Orchester in einer anderen Tonhöhe spielte. Man stimmt bekanntlich ein Instrument nach einer Stimmungsgabel, die gewöhnlich auf den Ton der dritten Violine (A) gestimmt ist. Man benutzt auch Pfeifen zu diesem Zwecke. Man hatte früher verschiedene Töne zur Stimmung. Für den Kirchengesang hatte man den Chor- oder Kirchenton, für die weltliche Musik den Kapellenton und auch den Opernton. Durch Untersuchungen hat man festgestellt, daß die Stimmung im Laufe der Zeit in die Höhe gegangen ist. Um dieser Steigung der Stimmung für die Zukunft aus dem Wege zu gehen, bedient man sich jetzt der Normalgabeln ( $a = 880$  Schwingungen).

Nach dem Gesagten sind wir im Stande, die Ursachen zu übersehen, weshalb die Töne voneinander verschieden sind. Noch aber ist uns unerklärlich, weshalb die Töne verschiedener Instrumente verschieden sind. Jedes musikalische Instrument hat seine ihm eigenthümliche Klangfarbe. Woher kommt diese? — Hierüber Licht verbreitet zu haben, ist vor Allem das Verdienst des genialen Helmholtz. Er wies nach, daß wir einen Ton in den seltensten Fällen allein hören. Wir hören mit ihm seine Ober- oder Partialtöne, das sind alle diejenigen Töne, die 2, 3, 4 u. s. f. mal so viel Schwingungen haben, wie der Ton selbst, oder 2, 3, 4 u. s. f. mal so hoch sind, wie er selbst. Demnach hören wir meist nur zusammengesetzte Töne oder Klänge. Jedes Instrument hat für seine von ihm hervorgebrachten Töne die ihm eigenthümliche Obertöne und so seine ihm eigenthümliche Klangfarbe. Töne ohne ihre Obertöne sind in der Musik ziemlich selten, z. B. die sogenannten Flageolett-Töne der Geige sind solche.

Gerade so wie es unserem Auge wohlgefällende Farbmischungen giebt, haben wir Klangfarben, die unserem Ohre zuzagen und umgekehrt. Der Ton einer Flöte ist auf die Dauer langweilig, weil er keine Obertöne hat, während wir dem Klange einer Violine gern lauschen, vorausgesetzt, daß sie gut gespielt wird, d. h. nicht nur mit der nöthigen Fertigkeit, sondern auch mit dem Bogenstrich, der ihr die schönste Klangfarbe herauslockt. Man hat herausgefunden, daß bei Streichinstrumenten die beste Klangfarbe erzeugt wird, wenn die Saite in  $\frac{1}{7}$  oder  $\frac{2}{9}$  ihrer Länge gestrichen wird. Ebenso hat man durch Versuche gefunden, an welcher Stelle der Saite eines Klaviers der Hammer schlagen muß, um den schönsten Klang hervorzubringen. Bei den Klavieren der Blüthnerschen Fabrik ist den drei Saiten, die zur Erzeugung des Tones dienen, je eine vierte beigefügt, die von dem Hammer nicht berührt wird, sondern nur den Zweck hat, durch ihr Mittönen den Ton und seine Obertöne zu verstärken und so die Schönheit der Klangfarbe zu erhöhen.

Helmholtz wies die Obertöne, die ein geübtes Ohr auch so erkennen kann, experimentell vermittelt der Resonatoren nach. Das sind mit zwei einander gegenüber liegenden Oeffnungen versehene hohle Metallkugeln. Die eine Oeffnung dient zur Aufnahme des Schalles, die andere läuft etwas spitz zu und kann ins Ohr gesteckt werden. Die Luft in den Resonatoren geräth ins Mittönen nur, wenn der Ton erschallt, auf den sie abgestimmt sind. Nun denke man sich eine Reihe von Resonatoren, die auf die Obertöne eines Tones abgestimmt sind. Mit dem Erschallen des Tones beginnen die Resonatoren mitzutönen.

Wenn man sich vergegenwärtigt, welche eine Menge Töne erschallen, wenn ein Mischung von mehreren Klängen gespielt wird, in welchem Verhältnis diese Töne und ihre Obertöne zueinander stehen, und das oben angeführte Gesetz im Auge behält, so wird man sich ungefähr vorstellen können, auf welche komplizierte Weise hierbei Konsonanzen und Dissonanzen entstehen. Auf alle diese Beziehungen, diese feinsten Tonverschlingungen näher einzugehen, würde mich zu weit führen und auch für den Leser zu ermüdend sein.

Noch möchte ich auf eine Erscheinung aufmerksam machen, die man oft Gelegenheit hat zu beobachten. Beim Glockengeläute hört man gewisse Töne in einer

eigenen Art. Bald erklingen sie leise, werden laut, schwellen an, um allmählig in der Stärke wieder abzufallen u. Man nennt diese Erscheinung Stöße oder Schwebungen. Im Allgemeinen treten die Schwebungen auf, wenn Töne von nahezu gleicher Höhe erklingen. Wenn man an den Zinken einer von zwei gleichgestimmten Stimmungsgabeln ein kleines Wachsflümpchen festklebt und dann beide ertönen läßt, so kann man die Schwebungen in langsamer, deutlicher Aufeinanderfolge hören. Verstimmt man die eine Stimmungsgabel durch ein größeres Wachsflümpchen noch mehr, so erfolgen die Stöße schneller. Die Theorie der Schwebung, von Helmholtz begründet, hängt mit der Theorie der Wellenbewegung ganz eng zusammen. Ich muß daher verzichten, darauf einzugehen, trotzdem die Lehre von den Schwebungen auf die Theorie der Konsonanz und Dissonanz und auf die genaue Stimmung von Instrumenten großen Einfluß hat. Man kann auch durch die Schwebungen die Tonhöhe berechnen. So interessant die Erörterung aller dieser verwickelten Verhältnisse wäre, wir gerieten zu weit in die Musiktheorie und würden doch darum keine Musiker. Es ist merkwürdig, daß der Künstler unbewußt die richtigen, uns angenehm klingenden Tonverhältnisse zu finden weiß, selbst wenn er auch keine Ahnung von der Theorie der Töne hat.

So weit auch die Wissenschaft die Theorie der Klänge aufgeklärt hat, die Musik hat wenig Nutzen davon gehabt. Weder die Zusammenstellung der Töne, die Melodien, sind schöner geworden, noch hat man einen großen Einfluß der Tonkunsttheorie auf den Bau der tönenden Körper, der musikalischen Instrumente, verspürt. Von diesen vielleicht ein anderes Mal.



## Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Solenz.

(Fortsetzung.)

Gustav ging hin und wieder in den Kreisbach, um die Stimmung dort zu ergründen. Der Onkel behandelte ihn stets mit ausgesuchter Zuvorkommenheit. Er lächelte und zwinkerte, sobald er des Neffen ansichtig wurde, in seiner närrischen Weise. Aber aus ihm herauszubekommen war nichts. Sowie Gustav ernsthaft von Geschäften zu sprechen anfang, begann er zu lachen, daß ihm manchmal die wirklichen Thränen aus den Augen liefen; so verstand er es, die Sache ins Lächerliche zu ziehen und den Neffen hinzuhalten.

Wenn nicht die stete Sorge um die Vermögenslage seiner Familie gewesen wäre, hätte Gustav in jener Zeit ein glückliches und gemächliches Leben führen können.

Wintersonnenanfang ist eine der ruhigsten Zeiten für den Landmann. Sobald die weiße Decke die Fluren bedeckt, kann er von seinen Berken ausruhen und dem lieben Gott die Sorge um die Saaten überlassen. In dieser Zeit, wo die ganze Natur auszuruhen scheint vom Schaffen und Hervorbringen, wo alle jene treibenden, nährenden, in Saft und Frucht schießenden Triebe gleichsam eingefroren sind, hält auch der Bauer eine Art von Winterschlaf. Mehr als Andere ist er ja verwandt mit der Erde, die er bebaut. Er hängt mit ihr zusammen, wie das Kind mit der Mutter, vor der Trennung. Er empfängt von ihr geheimnißvolle Lebenskräfte, und ihre Wärme ist auch die seine.

Ohne Arbeit war freilich auch der Winter nicht. Da gab es Schnee auszuwerfen auf den Wegen. Dann war die Holzarbeit. Der Büttnerbauer machte sich mit Hilfe seiner beiden Söhne daran, die einzelnen übergehaltenen Kiefern und Fichten zu fällen, die gefällt zu Klögern zu schneiden, die Wipfel und Nester zu Reifighaufen aufzuschichten. Was an verkrüppeltem Holze da war, das nicht zu Nuthstücken verwertet werden konnte, wurde in den Schuppen gebracht und dort in Scheite gespalten und zu Brennholz zerkleinert.

Es gab einen harten Winter. Das Feuer im Kochherde, der gleichzeitig Ofen für die Wohnstube war, durfte nicht ausgehen. Kohlen zu verwenden,

betrachtete der Bauer als Verschwendung; wozu wuchsen denn auch die Bäume im Walde! So wurde denn tüchtig Holz verlachelt. Zu Lüften hütete man sich wohl, damit ja nicht etwas von der kostbaren Wärme entfliehe. Gegen Diefen durch vermessene Hände waren die Fenster übrigens wohl verwahrt. Im Herbst schon hatte man die Fensterstöcke und Rahmen mit Moos, Laub, Stroh und Nadelzweigen sorgsam versezt. So war das ganze Haus in einen schützenden Mantel gekleidet, welcher der Winterkälte den Zugang verwehrte, zugleich aber auch die frische Luft ausschloß.

Der Tag begann spät, erst gegen sieben Uhr dämmerte es ja, und der Böttnerbauer drückte jetzt ein Auge zu wegen des späteren Aufstehens. Wenn das Vieh um sechs Uhr früh sein erstes Futter hatte, war er zufrieden. Um vier Uhr Nachmittags fing der Abend schon an. Lampen wurden nicht gebraunt, der Ersparniß halber, nur Laternen und Unschlitzkerzen. Wozu brauchte man auch Helligkeit! Das Kochen, Aufwaschen und Büttern konnte in den paar Tagesstunden vorgenommen werden. Zum Essen sah man auch im Halbdunkel genug. Gelesen oder geschrieben wurde nicht. Andere Bedürfnisse konnte man kaum. Mit den Hühnern wurde zu Bett gegangen. Man dämmerte so dahin, schläfrig und schweigsam.

Therese war die Einzige, die manchmal mit ihrem scharfen Mundwerke, das auch im Winter nicht eingefroren zu sein schien, etwas Erregung in dieses dämmerige Dasein brachte. Vor Allem an ihrem Gatten zankte sie herum, der meist mit der Tabakpfeife im Munde hinter dem Ofen zu finden war. Skarl war im Winter schlimm daran, da konnte er sich der Kälte wegen nicht auf den Heuboden oder ins Freie retten. Die Ofenhölle war nur eine schlechte Zufluchtsstätte vor der Galle seiner Ehehälfte.

Gustav wohnte zwar daheim, war aber auch viel in der Behausung der Wittwe Katschner zu finden. Für diesen Haushalt mußte er den fehlenden Mann ersetzen. Holzhacken, Wasserholen, all die schweren Arbeiten nahm er auf sich. Pauline hatte für den Winter wieder das Weben aufgenommen. Sie ging mit geheimer Freude an die Arbeit; sie wußte ja, wem das zu Gute kam, was sie jetzt webte.

So theilte Gustav seine Zeit und seine Kräfte zwischen den beiden Familien. Die Seinigen hatten sich darin gefunden, in Katschners Pauline Gustavs Auserwählte zu erblicken. Trotzdem fand ein Verkehr zwischen den Bauerleuten und dem Mädchen nicht statt. Man fragte nicht darnach, wann Hochzeit sein sollte. Das war Sache der Weiden; nicht einmal mit den eigenen Eltern sprach Gustav darüber.

\* \* \*

Der Böttnerbauer war kein Träumer. Seine Interessen waren der strengen und nüchternen Wirklichkeit zugewandt, und zum Spiritistischen und Phantastischen ließ ihm sein angestrenktes Tagewerk keine Zeit übrig. Aber Eines steckte tief in seinem Wesen: er lebte viel mit seinen Gedanken in der Vergangenheit, sie war ihm ein steter Begleiter der Gegenwart, der mit herbedem Munde zu ihm sprach. Dieser Hang zum Rückwärtsblicken und Beschauen des Vergangenen wurde in ihm bestärkt durch die Vereinsamung, in der er sich befand. Denn obgleich er eine zahlreiche Familie um sich heranwachsen sah, war dieser Mann doch allein, wollte es sein. Er scheute jede Mittheilung seines Innersten Anderen gegenüber, auch wenn sie von seinem Fleisch und Blute waren. Aber mit den Dahingegangenen stand er in lebendiger Beziehung.

Sein erstaunlich frisches Gedächtniß unterstützte ihn darin. Er vermochte sich Erlebnisse und Personen aus der frühesten Jugend vor die Seele zu stellen, als seien sie gestern gewesen. Aussprüche der Eltern, ja selbst des Großvaters, konnte er mit wörtlicher Treue wiedergeben, obgleich der Alte vor nahezu fünfzig Jahren das Zeitliche gesegnet hatte. Er war im Stande, mit untrüglicher Gewißheit anzugeben, an welchem Tage in einem bestimmten Jahre man das erste Heu eingefahren hatte, oder was ihm damals für eine Kuh bezahlt worden war, oder

auch, wieviel der Roggen in dem und dem Monate gegolten hatte.

Die Vergangenheit bildete aber nicht bloß den vielbetrachteten Hintergrund seines Daseins, sie wirkte geradezu entscheidend auf seine Entschlüsse ein. Er war gebunden in seinem Willen an Thaten und Absichten seiner Vorfahren. Ohne sich dessen selbst recht bewußt zu werden, ließ er sich leiten von frommer Rücksicht auf Wunsch und Willen jener Entschlafenen, die für ihn eben Gegenwärtige waren.

Dabei sprach er fast nie von der Vergangenheit. Das Sprechen, soweit es nicht einem bestimmten praktischen Zwecke diente, erschien ihm überhaupt müßig. Das Reden um der Aussprache willen, die süße Erleichterung des Gemüths durch Mittheilung, konnte er nicht, verachtete dergleichen als weiblich.

Am ehesten ließ er noch etwas von seinen Gefühlen seinem Sohne Gustav blicken, der von der ganzen Familie seinem Herzen am nächsten stand. Das hatte seinen besonderen Grund. Der alte Mann glaubte in diesem Sohne etwas von dem Wesen des eigenen Vaters wieder lebendig werden zu sehen. Die Aehnlichkeit bestand in der That zwischen Enkel und Großvater. Aber auch sonst gab es verwandte Züge zwischen den Weiden. Wenn der Bauer diesen Sohn auf Feld und Hof schalten und walten sah, mit energischen Befehlen die Geschwister anstellend, überall selbst mit Hand anlegend, voll Eifer und Lust an der Arbeit, dann wurde der alte Mann an den Vater erinnert, der für ihn noch jetzt das Muster eines tüchtigen Wirthes bedeutete. Und so verband sich mit dem Gefühle des Vaterstolzes für den Böttnerbauer die geheime Hoffnung, daß durch diesen Sohn der Familie wieder eingebracht werden möchte, was sie durch schlechte Jahre und Unglücksfälle mancherlei Art in letzter Zeit eingebüßt hatte an Vermögen und Bedeutung.

Jetzt im Winter, wo die Arbeit nicht auf die Nägel brannte, war mehr Zeit als sonst, seinen Gedanken nachzuhängen. Was für Erinnerungen wurden da in der Seele des Alten wach! Was für Gestalten standen da vor seinem rückschauenden Blicke auf und gewannen Leben! —

Da war sein Vater! mittelgroß, breitschulterig, bartlos, wie alle Böttners vordem, blondhaarig. Er gedachte des Vaters immer, wie er ihn aus der frühesten Kindheit in Erinnerung hatte, als eines im besten Lebensalter stehenden blühenden Mannes. Was war das für ein Arbeiter gewesen! Mit einem Finger hatte er den Pflug aufgehoben und umgewendet. Und dabei war er ein Grundgescheidter gewesen. Dem hatte Niemand ein X für ein U machen dürfen. Deshalb war es ihm auch gelungen, das Seine zusammenzuhalten und zu mehren.

Der Großvater des jetzigen Böttnerbauern hatte diesem Sohne das Gut noch bei Lebzeiten überlassen und sich auf das Altentheil zurückgezogen. Der alte Mann fand sich in der neuen Ordnung der Dinge, welche durch die Bauernbefreiung und die Gemeinheitstheilung in den bäuerlichen Verhältnissen entstanden war, nicht mehr zu recht. Er hatte die Zeiten der Erbunterthänigkeit unter die Gutsherrschaft und die Frohnden durchgemacht. Als junger Mensch hatte er drei Jahre lang im Zwangsgesindebienst auf dem Gutshofe gearbeitet. Später waren von ihm die fälligen Spandienste für die Herrschaft abgeleistet worden. Er lebte ganz und gar in den Anschauungen der Hörigkeit. Der Hofedienst ging allem anderen voraus. Der Graf, sein gnädiger Herr, konnte ihm sein Gut wegnehmen, wenn er wollte, und einen Anderen an seine Stelle setzen, wie es ihm gerade paßte. Der Herr hatte die oberste Polizei und Strafgewalt und verfügte über Leib und Vermögen seines Unterthanen.

Das wurde nun mit einem Male alles anders. Der Bauer sollte fortan ein freier Herr sein, auf eigenem Grund und Boden. Dabei fiel mit den Pflichten auch der Schutz weg, den die Gutsherrschaft den Unterthanen gewährt hatte. Viele Leute, besonders die alten, in der Erbunterthänigkeit groß gewordenen, konnten sich in diese Aenderung der Dinge nicht finden. Sie hatten gar kein Bedürfniß nach Freiheit empfunden. Seit Menschengedenken hatten ihre Familien Hofedienste gethan, hatten unter

Obhut und Leitung des Edelmannes ihr Leben zugebracht; Selbstständigkeit und Freiheit waren für sie Worte ohne Sinn. Sie wollten es nicht anders haben, als ihre Väter es gehabt. Der Gutsherr hatte ihre Kräfte benützt, hatte sie vielleicht über Gebühr angestrengt, aber er hatte auch für sie gedacht, und sie in schlimmen Zeiten geschützt. Das gebot ihm das eigenste Interesse; sie gehörten ihm ja, waren seine Leute, ohne deren kräftige Hände sein Besitz werthlos war. Nun sollten sie auf einmal für sich selber denken und sorgen. Sie standen auf eigene Füße gestellt, verantwortlich für ihre Thaten. Gar Manchen krümelte da in der neugeschafften Freiheit, und er wünschte sich in das Joch der Hörigkeit zurück.

So ging es auch dem alten Böttner. Schwere Zeiten hatte der Mann gesehen. Zweimal waren die Franzosen durch Halbenau gekommen und hatten geplündert. Was sie übrig gelassen, nahmen die Kosaken mit, die als Verbündete kamen, aber ärger hausten als die Feinde. Von dieser Einquartierung sollte man sich noch lange in der Gegend erzählen. Dann kam gleich nach dem Feinde ein fürchterliches Nothjahr mit Mißernte und Hungersnoth im Gefolge. Mancher Bauer verließ in jenen Tagen seinen Hof und ging auf das Rittergut oder in die Stadt, um Anstellung zu finden, da er als eigner Wirth dem sicheren Verhungern entgegen sah. Da wurde vielfach lediges Bauernland von der Herrschaft eingezogen. Der damalige Böttnerbauer sah es daher als eine Erleichterung an, als bei der Regulirung ein Dritttheil seines Gutes der Herrschaft Saland zugeschlagen wurde. Ja, er hätte sich vielleicht von dem mächtigen Nachbarn, der sich aus einem Beschüßer über Nacht in einen Nebenbuhler verwandelt hatte, ganz aus seinem Besitze verdrängen lassen, wenn nicht sein Sohn gewesen wäre.

Leberecht Böttner war, im Gegensatz zu seinem Vater, ein Sohn der neuen Zeit. Er hatte die Freiheitskriege mitgemacht als Grenadier. Zweimal war er in Frankreich gewesen, war mit Erfahrungen und voll Selbstbewußtsein aus der weiten Welt in das Heimathsdorf zurückgekehrt.

Zu Hause nahm er sehr bald das Heft in die Hand. Der Vater besaß so viel Vernunft, um einzusehen, daß er nichts Besseres thun könne, als der jüngeren Kraft Platz zu machen; er ging ins Ausgedinge und lebte noch manches Jahr. Aus alter Gewohnheit nahm er an der Feldarbeit Theil und ward eine Art von Tagelöhner bei dem eigenen Sohne. Der jetzige Böttnerbauer konnte sich noch ganz gut auf ihn besinnen. Ein kleines gebücktes Männchen mit schiefer Nase und rothgeränderten Augen war er gewesen. Sein gelbgraues Haar hatte ihm in langen Strähnen um den Kopf gestanden. Sonntags pflegte er einen blauen Rock zu tragen, der ihm bis an die Knöchel reichte, und eine braun und grün gewürfelte Weste mit blanken Perlmutternöpfen. Er wußte den Enteln mit hoher, dünner Greisenstimme schauerliche Geschichten zu erzählen, von der Franzosenzeit und der Kosaken-Einquartierung.

Leberecht Böttner verstand es, die neugewonnene Unabhängigkeit, mit der sein Vater nichts anzufangen gewußt hatte, vortrefflich auszunutzen. Der Aufschwung, den die Landwirtschaft zu Anfang des Jahrhunderts genommen, die Erkenntniß der Bodenpflege, die veränderte Fruchtfolge, die Bekanntheit mit neuen Kulturgewächsen, begann langsam durchzusickern und verdrängte allmählig auch in diesem entlegenen Winkel die veraltete Wirthschaftsweise der Väter. Durch die Auftheilung der Gemeindeweide und die Einschränkung des Viehtreibens und der Streunung im Walde wurde der Bauer, selbst wenn er widerwillig war, zu vernünftigerem Wirthschaften gezwungen.

An Stelle der Weide trat der Stall, dadurch wurde der bisher verschleppte Mist für die Felddüngung gewonnen. Man mußte Futterkräuter anbauen und mit der Brachewirthschaft brechen. Hand in Hand damit ging die bessere Viehspeise und die Tiefkultur.

(Fortsetzung folgt.)

## Zum siebzigsten Geburtstage Henrik Ibsens.

Von D. R.

(Zu unserer Witbe.)

Am 20. März werden es siebenzig Jahre, daß zu Eken in Norwegen dessen größter Dichter und zugleich eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der modernen Literatur, Henrik Ibsen, das Licht der Welt erblickte.

Geboren als der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, lernte er, da der Vater im Jahre 1836 in Konkurs gerathen war, bereits in jugendlichem Alter den Ernst des Lebens kennen, um vielleicht schon damals, als er als Apothekerlehrling nach Grimstad übersiedelte, den ersten Grund zu dem überreichen Kapital an Weltersfahrung und Menschenkenntniß zu legen, den die Werke des späteren Dramatikers uns Lebenden offenbaren.

Allzu lange freilich hielt es der junge Mann, dessen Sturm- und Drangperiode bereits begonnen, in diesem Berufe nicht aus. Als Zweiundzwanzigjähriger ging er im Jahre 1850 nach der Hauptstadt seines Vaterlandes, Christiania, um sich hier medizinischen Studien zu widmen, bis auch dies neue Ziel einer ärztlichen Thätigkeit von ihm aufgegeben wurde und der seit Längem nach Bethätigung ringende Dichter und Künstler an ihm zum Durchbruch kam.

Nur mußte er auch als solcher bald genug erkennen, daß alles Andere eher als der Beruf des Dichters, seinen Mann ernährt, und so bequante er sich, die Redaktion des „Manden“, eines politischen Wochenschriftes, zu übernehmen, um auf diese Art seinen Lebensunterhalt zu erringen.

Da das genannte Blatt jedoch schon nach wenigen Monaten sein Erscheinen einstellen mußte, hätte sich Ibsen aufs Neue vis à vis du rien, dem Nichts, gegenüber gesehen, wenn nicht der Geiger Ole Bull sich seiner angenommen und ihm am neu gegründeten Theater der Stadt Bergen eine Stelle als Regisseur und Theaterdichter verschafft hätte.

Als solcher war er nun doch wenigstens in der Lage, seiner künstlerischen Produktion zu leben, oder, da ihm in dieser Beziehung wieder ein gewisser Zwang auferlegt war, wenigstens die für den Dramatiker unerlässliche Bühnentechnische Erfahrung zu gewinnen.

Wie der von ihm eingegangene Kontrakt besagte, mußte Ibsen während seiner Bergener Wirksamkeit nämlich zu jeder Wiederkehr des Theatergründungstages ein Stück verfassen, und es ist begreiflich, wenn unter diesen Umständen der Dichter nicht zu seinem vollen Rechte kam und die in jener Zeit entstandenen Stücke bis auf eines vor der eigenen Zensur nicht Stand hielten.

Auf diese Bergener Zeit folgte dann vom Jahre 1857 an ein längerer Aufenthalt in Christiania, wo Ibsen als Theaterdirektor thätig war und nach der Herausgabe seiner „Nordischen Heeresfahrt“ und der „Kronpräsidenten“, vor Allem mit seiner „Komödie der Liebe“ ein ungeheures Aufsehen erregte.

Freilich bedeutete dieses Aufsehen keineswegs auch einen Triumph des Dichters. Im Gegentheil. Das klein- und spießbürgerliche Publikum der norwegischen Hauptstadt war oder that wenigstens über den rückichtslosen Gesellschaftskritiker, als den sich Ibsen hier zum ersten Male kund gab, aufs Höchste entrüstet und schien so wenig darnach angethan, dem jungen Dramatiker den Weg zu bereiten. Dazu kam, daß das Theaterunternehmen selbst verkrachte und auch die politischen Verhältnisse Norwegens in Ibsens Augen derart traurige waren, daß er im Frühjahr 1864 den heimischen Staub von den Füßen schüttelte und als unzufriedener Nörgeler das sonnige Land Italiens, speziell das an künstlerischen wie historischen Erinnerungen überreiche Rom aufsuchte.

Hier entstanden in der Folgezeit die gewaltigen dramatischen Dichtungen „Brand“, „Peer Gynt“, das zweite Gesellschaftsdrama, der „Vund der Jugend“, und endlich das große, weltgeschichtliche Schauspiel „Kaiser und Galiläer“. So sehr der Dichter sich aber auch in dieser letzten Arbeit, die bei ihrer Fülle tiefgründiger Gedanken im Einzelnen die weitesten geschichtspolitischen Perspektiven eröffnete, als

Meister der Historie großen Stiles offenbarte, sein Genügen fand er auf diesem Gebiete doch nicht.

Sein grüblerischer, nach den Seelengründen des einzelnen Menschen trachtender Geist verlangte einen engeren Kreis von Gestalten, und zwar Gestalten, bei denen es keiner künstlichen Konstruktionen, keiner Ableitung aus dem allgemeinen Charakter ihrer Zeit bedurfte, sondern Gestalten, die er persönlich mit Auge und Ohr erforschen, die er bis auf die Nieren prüfen konnte.

Solche fand der Dichter aber natürlich nur unter den Menschen seiner eignen Zeit, und so waren von nun ab nur sie Objekt seiner künstlerischen Darstellung, wurde seine eigentliche Domäne das gesellschaftliche Drama, bis er auch über dieses noch einen Schritt hinaus ging und statt Gesellschaftskritik zu üben, die Menschen zu schildern, den Menschen zum Gegenstande tiefster seelischer Analyse machte.

Es entstanden so zunächst 1877, als Frucht eines dreijährigen Münchener Aufenthalts: „Die Stützen der Gesellschaft“, 1879 „Nora, oder: Ein Puppenheim“ 1881 „Die Gespenster“ und endlich 1882 „Der Volksfeind“, d. h. diejenigen Dramen, in denen der Gesellschaftskritiker Ibsen in den Vordergrund tritt.

Denn wenn wir ihn von dieser Seite auch in den späteren Arbeiten noch des Deisteren kennen lernen, Typen des kapitalistischen Systems und dessen Opfern auch fernerhin noch begegnen — ich erinnere nur an die Figuren des Großhändlers Werle, des alten Eskdal in der „Wildente“, des ehemaligen Bankdirektors Gabriel Borkmann, oder des greisen Provik im „Baumeister Solneß“ — so tragen diese doch immer einen mehr zufälligen episodischen Charakter und haben für das Ganze nicht entfernt die Bedeutung, wie etwa ein Consul Bernick für die „Stützen der Gesellschaft“.

Denn worauf es Ibsen in den oben genannten Bühnenwerken ankommt, ist nicht so sehr, für diese oder jene Personen ein besonderes persönliches Interesse zu erwecken, sondern nur die in ihnen zum Ausdruck kommenden gesellschaftlichen Institutionen hervorzuheben, sie anzugreifen und vor aller Welt zu geißeln.

So ist es in den „Stützen der Gesellschaft“ der Kapitalismus vor Allem, den der Dichter uns in seiner verderblichen, Gefühl und Gewissen ertödtenden Eier nach immer neuer Macht, neuem Besitzthum schildert, dem er das Mäntelchen heuchlerischer Tugend und Frömmigkeit herunterreißt, daß er sich zuletzt nur mehr als ein großer Verbrecher unserem Auge darstellt; und so ist es weiter in der „Nora“ die Institution der modernen Ehe, deren innere Unwahrheit und Halbheit uns enthüllt wird, in den „Gespenstern“ gleichfalls die heutige Ehe, bei der das Weib zum bloßen Kaufobjekt herabgesunken, als Unwissende verachtet, vergeben, mit gebundenen Händen der hereinbrechenden Katastrophe gegenüber steht, oder doch, weil man sie zu nichts Anderem erzogen, durch Lüge, durch Veruscheln ihr vorbeugen zu können meint.

Und die Lüge, die gesellschaftliche Heuchelei ist es nicht minder im „Volksfeind“, gegen die sich der Zorn des Dichters kehrt, die er mit einem an Fanatismus grenzenden Wahrheitsseifer rücksichtslos aufdeckt.

Um so seltsamer, unbegreiflicher will es uns darum erscheinen, wenn wir in einer späteren Arbeit Ibsens, der „Wildente“, den umgekehrten Fall erleben und sehen, wie aus dem früheren ungestümen Wahrheitsapostel plötzlich ein grimmiger Spötter seiner selbst geworden ist, wie er in der Gestalt des sarkastischen Dr. Melling es aufgibt, gegen die Lüge weiter noch zu Felde zu ziehen, ja wie er diese gleichsam als das Lebensprinzip des Einzelnen wie der Gesamtheit hinstellt.

Ob der Dichter darum aber wirklich ein Anderer geworden ist?

Wie, wenn der große Idealist, als den er sich uns in allen seinen Werken offenbart, gefährdet hätte, ob seines steten Kampfes für die Wahrheit, für eine größere, höhere Moral als die sogenannte „bürgerliche“ ist, gar in den Ruf eines Moralpaukers zu kommen? Oder aber wer wüßte nicht, wie gerade der

höchste Idealismus oft nur in blutiger Ironie, ja selbst in häßlichen Cynismen sein Genügen findet, nur in ihnen ganz sich ausdrücken und ausleben kann?

Aber nicht nur eine größere, höhere Moral, wie ich eben sagte, ist es, als deren Verteidiger wir Ibsen der gesellschaftlichen Lüge und Heuchelei entgegen treten sehen; je weiter wir seine dichterische Entwicklung verfolgen, desto häufiger scheint es, als ob auch diese sogenannte höhere Moral für ihn mehr und mehr in den Hintergrund träte, um neuen Lebensprinzipien, neuen, nur erst geahnten menschlichen Werthen Platz zu machen.

So sehen wir in „Norsmersholm“, vielleicht der tiefsten, vollkommensten Schöpfung Ibsens überhaupt, bereits auch Menschen einer ganz neuen, anderen Gattung, als sie die bisherigen Gesellschaftsdramen aufwiesen, Menschen, die gleichsam über ihre eigene Zeit und Umgebung hinausgewachsen sind, die auf der Grenzlinie der alten und einer neuen Welt stehen und doch noch nicht die Fähigkeit besitzen, in dieser neuen auch zu leben.

Sie sind die alten Vorstellungen, die sie längst überwunden glaubten, im Grunde doch nicht los geworden, und in dem Augenblick, da sie die alten Formen und Fesseln brechen, ist auch ihre Lebenskraft gebrochen.

So finden Rosmer und Rebekka, die in ihrer leidenschaftlichen Liebe das Weib dessen, den sie frei machen wollte, mit vollem Bewußtsein in den Tod getrieben, schließlich keinen anderen Ausweg, als das gemeinsame Ende im Mühlbach.

So findet Baumeister Solneß mit der letzten, rein symbolisch zu verstehenden Szene einen tragischen Abschluß. Solneß, der sich aus der dumpfen Enge des Alltagslebens nach der freien Luft der Höhe sehnte, bricht, als er, dem kindischen Verlangen Hilda Wangel's folgend, den neuen Thurm besteigt, dabei elendiglich den Hals.

Er konnte die Höhenluft, nach der er sich sehnte, eben nicht ertragen. Der Weg zu dem Lande, das er mit der Seele suchte, bedeutete auch ihm den Weg des Todes.

Doch genug der Andeutungen über diese jüngste Periode Ibsen'scher Dramatik; Werke wie „Der Baumeister“, und nicht minder den zwei Jahre darauf erschienenen „Klein Gyolf“ hier eingehend zu behandeln, würde allzu weit führen, denn mit einer bloßen flüchtigen Inhaltsstizze wäre bei dem stark ausgeprägten symbolischen Charakter beider Stücke wenig gesagt. Allein ich glaube, auf einen bloßen Versuch in dieser Richtung auch um so eher verzichten zu können, als die Hauptstärke Ibsens eben auf dem Gebiete seiner gesellschaftskritischen Arbeiten gelegen ist, als diese es sind, die den größten Einfluß, besonders auch auf die deutsche Dramatik, ausgeübt, und den Namen des Dichters zu einem Epochenmachenden in der gesamten modernen Literatur gemacht haben.

Um es aber in kurzen Worten auszudrücken, worin dies Epochenmachende des großen norwegischen Dichters zu suchen ist: so ist es das, daß er als Erster die großen Fragen des modernen Lebens — nicht, wie vor ihm schon ein Dumas, Sardou und Andere nur für die Bühne, sondern für die dramatische Kunst gewann. Daß er nicht wie Jene nur das Textbuch für ein Spiel von Marionetten schrieb, von denen die einen diesen, die anderen jenen Satz nur zu sprechen hatten, sondern daß er Menschen auf die Bretter stellte, die das, was sie zu sagen hatten, auch wirklich lebten.

Denn mag man auch gegen Ibsen einwenden, daß auch seine Menschen mitunter zu wandelnden Ideen werden, und ihr Handeln sich nur rein verstandesmäßig, logisch entwickle, so sind sie, wenigstens heute noch, für uns doch von so starker, unmittelbarer Wirkung, daß wir im Augenblick nicht anders können, als an sie als Gestalten von wirklichem Fleisch und Blut zu glauben.

## Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.